



Feierabend



„Blind in der Polarnacht.“

„Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt.“ - Die verhängnisvolle Explosion.

Von Dr. Walthar Kopp.

Von den Mühseligkeiten und Leiden die die „Deutsche Grönlandexpedition 1930/31“ erdulden mußte, berichtet das jetzt im Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, erschienene einzige Buch über diese Forschungsreise „Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt“. Die grönlandischen Teilnehmer wegeren sich öfters, weiterhin bei der Expedition zu bleiben. Die Eskimo sind das mühselige Leben, das ihr unwirtliches Land ihnen aufzwingt, von Arbeit an gewöhnt, und so werfen ihre Streiks ein bezeichnendes Licht auf das schwere Los, das die tapferen und bewunderungswürdigen Gelehrten tragen mußten. Die bedeutamen sachlichen Erfolge, die sie trotz allem errangen, wurden nur durch den Opfermut jedes einzelnen Teilnehmers und durch den Geist schönster Kameradschaft, der sie beherrschte, ermöglicht. Das wissenschaftlich hochinteressante und menschlich ergreifende Buch ist von Elise Wegener, der Witwe des toten Expeditionsleiters, gemeinsam mit dem unter den Folgen einer schweren Erstrierung leidenden Dr. Fritz Loewe von der Flugwetterstelle Berlin, dem Assistenten Wegeners, herausgegeben. Prof. Dr. Kurt Wegener, der Bruder des Verstorbenen, hat ein Vorwort beigetragen. Der Verlag F. A. Brockhaus weist uns besonders darauf hin, daß ein Buch dieses Umfangs und dieser Ausstattung nach dem Kriege noch nie zu einem so niedrigen Preis herausgebracht worden ist. Das Werk kostet bei einem Textumfang von 300 Seiten mit 122 Photos, 52 Tafeln, 3 Panoramen, 11 Karten sowie Uebersichten und Grundrissen in würdigem Mattheinen-Einband nur 8.- M., gebestet 6,70 M. Wir entnehmen „Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt“ mit Erlaubnis des Verlages den nachstehenden Abschnitt.

Es kommt Schwester heran, der letzte Tag im alten Jahr, mit seinem Rückblick und seinen Hoffnungen. Auch dieser Abend bekommt seine festliche Note: ein Ballon mit einer von Ernsting verfertigten Bombe steigt. Ich hatte noch einen Schalltrichter für den Radioapparat hergestellt. Draußen in der stillen, kalten Luft 200 Meter hoch steht der Ballon mit der Antenne, und wir hören Neujahrsfeiern aus aller Welt und zu allen gangbaren Zeiten. Alle deutschen Sen-

der sind da, Rußland, Skandinavien, Island, Frankreich, England, Italien, Japan, Amerika, und alles laut, und was uns am meisten freut, auch Wegener West. Ich kann eigentlich nicht sagen, daß einem die glänzende Verbindung mit der Außenwelt das Gefühl der Einsamkeit nimmt; im Gegenteil, verstärkt bleibt das Bewußtsein, daß zwischen dem Tausende von Kilometern entfernten Festtrubel eine breite Zone der vollständigen Erstarrung alles Lebens und des drohenden Todes liegt. Doch was macht uns dies heute ans, wo es uns noch gut geht.

Ein paar Tage später schon ist's anders. Ernstings Neujahrsbombe brachte uns auf die Idee, eine Auslösevorrichtung für Instrumente zu bauen. Nach bestimmter Zeit soll von einem frei aufsteigenden Ballon das Meßinstrument abgelöst werden und mit einem Fallschirm herunterfallen. Diese Einrichtung soll uns die Möglichkeit geben, bei schwachem Wind in den oberen Schichten Aufstiege nur so hoch durchzuführen, daß das Instrument noch in der Nähe der Station niederfällt. Ernsting will einen Zeitzylinder im Vorratszelt erproben; das ist mir zu gefährlich, und ich gehe damit ins Freie und probiere ihn selbst. Ein Faule schlägt infolge des leichten Windes in eine Blechbüchse mit 50 Gramm Pulver 25 Zentimeter von meinem Kopf. Ein dampfer Schlag, eine ungeheure Helle, und dann ist es Nacht, unerbitliche Nacht. Die Sterne sind nicht mehr zu sehen und der Mond nicht. Jetzt heißt es vor allem, die Nerven bewahren, auch wenn mit allem zu rechnen ist. Ich spüre keinerlei Schmerz, reiße die Augen weit auf, betaste die Augäpfel und spüre nichts. Ernsting kommt herangeführt, ich sehe ihn nicht. Er erfährt die Lage, seine Stimme ist ganz verändert vor Angst und Schreck. Das gibt mir völlig das Gleichgewicht wieder, und ich bitte zunächst, eine Taschenlampe zu holen und mir direkt in die Augen zu leuchten. Wie freuen wir uns über den ganz schwachen Schimmer, den ich wenigstens auf einem Auge wahrnehmen kann. Dann führt er mich zum Hause, Magdalene kommt an, legt mir die Hand und wundert sich wohl, daß ich heute keinerlei Sinn habe, mich mit ihr

zu reden. Ich mag schön aussehen, ich merk's an den Ausrufen der beiden im Haus. Das Blut läuft mir übers schwarz verbrannte Gesicht, die Hand ist aufgerissen, und jetzt beginnen fürchterliche, wahnsinnige Schmerzen, am schlimmsten in den Augen. Zwei Tage lang tanzen mir Feuerkugeln vor den geschlossenen Augen in irrsinniger Drehung, und die gesunde Hand krampft sich um irgendeinen Gegenstand, um den Schmerz abzulenken. Jetzt weiß man, was es bedeutet, keinen Arzt holen zu können und ganz auf sich selbst gestellt zu sein. Nach zwei Tagen lassen die Schmerzen ein wenig nach, ich kann, wenn auch mit größter Schwierigkeit, die Augen öffnen und stelle fest, daß ich sehe, wenn auch vollkommen unscharf und verschleiert. Das allgemeine körperliche Befinden ist aber wieder gut, den Radioempfangsdienst kann ich versehen und tags darauf die alte Arbeit aufnehmen, wenn auch schwer zerschunden, verbunden und entstellt, ich habe keinerlei Haar mehr an den Augen, und die Haut hängt herunter.

Es war noch großes Glück bei der Sache, die Metallstücke der Dose waren tief in das Holz des drei Meter entfernten Fahnenmastes eingedrungen. Merkwürdig, daß ich noch wochenlang an der stärksten Kurzsichtigkeit leide. Auf Ernsting ruhte in den schlimmsten Tagen eine große Arbeitslast, aber er ist ein ganzer Kamerad, auf den man sich immer verlassen kann. Es ist gut, daß ich so schnell wieder auf dem Damm bin, wir müssen jetzt viel an den Uhren herumbasteln, auch Drachenstücke fliden, die Ersatzteile sind zu Ende. Oft ist das Aufbauen der vom Seewasser angestrichenen Drachen eine ziemliche Fästelerei, und manche Arbeit kann man nicht in Handschuhen ausführen, so daß einem der Kälteschmerz das Wasser in die Augen treibt.

Am 17. Januar sinkt die Temperatur unter 40 Grad. Peters wird so krank, daß er ganz in der Koje bleiben muß. Ernsting übernimmt die Küche mit vereinfachtem Programm, und da er das Wasserbereiten und Ordnunghalten glänzend versteht, blüht der Laden in einer für arktische Verhältnisse geradezu erstaunlichen Sauberkeit. Doch das hindert nicht, daß jetzt Nahrungsjorgen leise

anklopfen. Für die Hunde sind nur noch zwei Ochsenkeulen da, und jeden Morgen werden die Portionen kleiner, die sie von den steinharten Fleischklößen heruntergefägt bekommen. Das ist aber nicht die einzige Sorge, auch unsere Kleidung zerfällt langsam.

Da gute Kleidung für den Verlauf eines arktischen Unternehmens von größter Wichtigkeit ist, müssen diesem Umstand ein paar Worte gewidmet werden. Für eine reine Reiseexpedition, die ohne dauernden großen, technischen Apparat arbeitet, wäre unsere Kleidung zweifellos glänzend gewesen, wenn sie richtig gepakt hätte. Das tat sie aber nicht, vor allem der 1.90 Meter große Ernsting stand in seiner Hose und Weste wie ein Abiturient im Konfirmandenanzug und froh dementsprechend. Ich will nicht auf die vielen romantisch aussehenden Kleidungsstücke eingehen, die von uns zur Abhilfe geschafft wurden. Ost müssen wir trotz der durchaus nicht rosigten Lage herzlich lachen. Durch den dauernden Betrieb mit Maschinen und Drachen zerriß auch manches Kleidungsstück vor der Zeit. Das gilt vor allem von Schuhen und Handschuhen. Eine Kiste mit Lappenmagern aus Norwegen war nicht mehr rechtzeitig zum Schiff gekommen, und die grönländischen Sechundlamukter bieten hierfür keinen ausreichenden Ersatz. Mit weißgefrorenen, bloßen Füßen wird dann nach Schluß eines langen Drachenaufstiegs im 30 Grad kalten Schnee ein Indianertanz aufgeführt, um das Blut wieder in Fluß zu bringen. Diese Pferdekur half dann auch immer, am meisten Spaß aber hatten dabei die mittollenden Hunde. Fast jeden Abend gibt es Handschuhstücke, man kann ja auch von keinem Stoff verlangen, daß er stundenlanges Drahtspulen, Drahtspießen, Maschinenbedienen und Schneeschaukeln aushält. Nun, es hat jetzt keinen Zweck, die Sache tragisch zu nehmen, und ein mit mancher lustigen Szene verbundener Wettstreit setzt ein, aus Unterhosen Handschuhe zu nähen, mit Nägeln oder Grammophonnadeln Sperrholzsohlen auf die Schuhe zu schlagen, und manches andere noch.

Wenn auch alle Mängel noch keine ernsthafte Besorgnis verursachen, so helfen sie doch mit, daß wir sehnlichst auf die Wiederkehr der Sonne warten, was wir nie gedacht hätten. Besteht doch die Hoffnung, daß wir dann bald wenigstens zu Hundesutter und Frischfleisch kommen. Und die Sonne kommt.

Am 23. Januar findet die Kälteperiode mit einem ungewöhnlich heftigen Föhnsturm ihr Ende. Der Sturm ist so stark, daß zwei Drachen mit großem Gepolter aufs Dach fliegen, samt den Benzindunken, an denen sie angebunden sind. Aber am nächsten Tag ist's noch sehr warm, noch nicht unter — 20 Grad, bei vollständiger Klarheit und Windstille scheint von 12 bis 12.04 Uhr wieder die Sonne. Und dann geht es sichtlich aufwärts mit der Helligkeit und der Stimmung. Als ob auch die Tierwelt auf die Sonne gewartet hätte, kreist am 28. Januar seit langer Zeit wieder ein Rabe mit lautem Krächzen über der Station. Später zeigt sich ein Bär in der Ferne, die Fuchsspuren in der Nähe der Station nehmen zu. Nur die sehnlichst erwarteten Moshusochsen bleiben aus, und der neu als Hundesutter eingeführte Haser und Reisbrot ist für Polarkunde noch weniger angebracht als für Polarfahrer. Lieber die Füchse als unsere Hunde, heißt jetzt die Losung, und so beschließen wir, gelegentlich die Fuchsjagd auszuüben.

Und während noch ein Physiker und ein angehender Diplomingenieur eine raffinierte Falle konstruieren, hat der Zoologe schon einen weißen Fuchs erwischt, allerdings mit einer an der Station vorhandenen mächtigen Eisensäge und Revolvergeschüssen. Nun müssen die Laien ihr Ziel höher stecken, ein lebendiger Fuchs muß herbei. Auf dem Schlitten wird die Holzstakensäge, ein Wunderwerk der Behelfstechnik, hinunter ins Flußtal in die Nähe eines alten Moshusochsenladavers gefahren, wo die Füchse ihr Stelldichein haben. Ein Fuchs ist kein Nagetier, belehrt uns der Zoologe, aber ein Polarfuchs ist mit allen Hunden gehebt, das zeigt unser Reinfall. Voller Spannung laufen wir in einer mondhellten, glitzernden Nacht auf Schneeschuhen ins Tal. Da, Magdalene knurrt und schnüffelt am Kasten, ganz vorsichtig machen wir den Deckel auf. Der Köder

ist verschwunden, dafür ein Häufchen Losung und ein reizendes rundes Loch im Boden, mit weißen Haaren verbrämt, dazu ein beißender Gestank.

Nun nageln wir Blech um den Kasten. Und wieder verschwendet die Polarnacht ihre Pracht an zwei dafür ganz unempfindliche Jagdgefellen, und wieder knurrt Magdalene die Falle an, und welch liebliche Musik: sie kriegt Antwort. Eine Stunde später hält ein reizendes Blausüchlein seinen Einzug in unsere Villa und frißt schon am ersten Abend zum Erstaunen aller Fachgelehrten Kondensmilch vom Löffel. Ungeheuer hart muß der Lebenskampf für die Tierwelt im arktischen Winter sein, keine Spur von Fett zeigt der entsehrlich abgemagerte Fuchskörper, der Magen ist völlig leer. Hunde mit Fuchsfleisch füttern zu wollen, ist ein aussichtsloses Beginnen.

Der Schöpfung letzter Akt.

Einer der Stammlischen droben sah auf die Welt. Die schien ihm gar nicht so recht bestellt: Der eine baut Häuser und lebt vom Zins, der andere erfreut sich ererbten Gewinns. Der ist Spezialist für Dekorationen, jener Heiratschwindler mit Grafenkronen. Der stapelt Devisen und schmuggelt Juwelen; jener bricht ein um sie zu stehlen. Kurzum, sie sind sehr verschieden gelungen, die Herren vom Zins und die schweren Jungen!

Der legt die Bombe; der hofft, daß sie platzt; jener kriegt tausend Mark, weil ihm die Nase zerträgt der Lieblingskater Lillian Harveys. Auf allem steht wohl überlegt ein Preis! Der bozt, der rudert, der schwimmt in Reforden; der geht ins Ausland und hamstert Orden; der tut so als ob, jener spricht relativ und geht es nicht gerade, so geht es schief!

So sah der Betrachter droben im Himmel auf Erden das menschliche Gewimmel, und er schrieb sogleich dem lieben Gott, die Feder getaucht in Pohn und Spott: „Was bleibt dem Menschen für ein Vergnügen, wenn alle tagtäglich das Ihrige kriegen! Es zeigt sich bekenntlich der wahre Wert, wenn man nicht kriegt, was man begehrt! Erst, wenn man weiß, wie Hunger tut, schmeckt einem die warme Suppe gut!

So schön und gut deine Schöpfung auch war, es fehlt darin noch ein Exemplar, nichts zu haben als Hunger voll Qual, hungernde Genossen ohne Zahl, endlose Wartstunden ohne Pausen, gleichgültig behandelt von Bananen, verklagt von Gesehen, Statuen und Pflichten, verelendet von dem Worte Verzicht —, es fehlt der hungernde Mensch ohne Arbeit und Geld!“ — und so kam der Arbeitslose auch noch zur Welt! M a r i n.

Das Wunder von Wiesloch.

Unweit von Heidelberg liegt das Städtchen Wiesloch. Dort sind drei Dinge bemerkenswert: erstens die Landestrassenanstalt, zweitens eine Schloßkapelle, dem heiligen Pantkratius geweiht, mit einem Oelgemälde, die Grablegung Christi darstellend. Und drittens lebt dort die siebzigjährige Strichlehrerin, Fräulein Christine Schildhorn. Besagte Lehrerin ist, wie sich so geziemt, sehr fromm. Also ging sie des öfteren in die Pantkratiuskapelle. Dort betete sie, und auf einmal, beim Besuch des Allerheiligsten, erlebte sie

ein Wunder. In die andächtige Betrachtung des Christustopfes versenkt, sieht sie, wie sich die geschlossenen Augen bewegen, sich öffnen und schmerzlich nach oben schauen. Dabei erheben sich Kopf und Brust nach vorn, und der Oberkörper richtet sich mit Unterstützung des linken Armes auf.

Fräulein Christine Schildhorn erzählt das Wunder des lebendig gewordenen Christusbildes, mitteilhaft, wie ältere Damen sind, welter; und siehe da, auch andre Betrachter erleben es. Es ist kein Zweifel: immer mehr und mehr Menschen, fromme und nüchterne, sehen das Wunder von Wiesloch. Aus den umliegenden Dörfern strömen die frommen Bäuerinnen; es entwickelt sich eine Wallfahrt nach Wiesloch; der Andrang ist so groß, daß ein besonderer Ordnungsdienst eingerichtet werden muß, und vor der Kirche entfaltet sich — kein Wunder in dieser Zeit der Arbeitslosigkeit — sofort ein reges Geschäft in frommen und ertragsreichen Krämerbuden.

Die Geistlichkeit ist indessen skeptischer als ihre Gläubigen; denn mit Wundern ist es selbst in unserer wunderfüchtigen Zeit eine heikle Sache: es gibt immerhin allerlei Ungläubige, und für den Spott braucht nicht zu sorgen, wer ertappt wird. Also berichtete man dem Erzbischof von Freiburg, und dieser schickte einen Prälaten und einen Kunstmaler nach Wiesloch. Beide bestätigten das Wunder. Aber es wurde als ein sehr übliches Wunder festgestellt: ein wenig optische Täuschung und ein wenig Autosuggestion genügen durchaus. Die Untersuchung ergab nämlich, daß auf dem geschlossenen Augendeckel des Christus eine Beschädigung in der Größe eines Nennigtüdes ist, die den Eindruck einer Pupille hervorruft. Der Augendeckel ist sehr bleich gemalt; die Umrandung der Augenhöhle ist dunkel. So wird leicht der bleiche Augendeckel zum Angapfel und die beschädigte Stelle zur Pupille. Und auf einmal hat der Betand das geschlossene Auge geöffnet. Dazu kommt, daß der Schlaghatten der überhängenden Altardecke beinahe die Hälfte des Christustopfes zudeckt. Durch die neue Gesichtsschau verschoben sich die Linien des Kopfes in eigentümlicher Weise; es entsteht eine Art von Berierbild: was vorher Mund war wird zum andern Auge; Sprechspalte und Schlaghatten des dünnen Schnurrbarts werden zum Kalenrücken; der Kinnbart wird zum Schnurrbart, und die spitzen Halsmuskeln ergeben einen bleichblonden Spitzbart. Mit ein klein wenig Phantasie ist in der dümmrigen Kirche die Umschau von einem zum andern Gesicht leicht zu vollziehen, und je müder die Sehnerben

st. d. und je schwächer das Auge ist, um so leicht. er vollzieht sich das Wunder.

Das stellen der unge Prälai: und der Kunstmaler fest. Sätze es zu allen Zeiten so Rep.ische Prälaien gegeben, die Heilgenlegende wäre ärmer an schönen Wandern. Es zeigt sich, daß heute mit Wandern keine Geschäfte mehr zu machen sind — wer kann noch so etwas riskieren, wenn sogar Prälaien

gleich dem ungläubigen Thomas nur noch glauben, was sie genau untersucht haben! Eigentlich schade: die Anfurbelung des wirtschaftlichen Lebens in Westloch durch das Wunder wird nun jäh stocken, und es bleibt dann nur noch für die Bäcker und Metzger die sozusagen reguläre Irrenanstalt

Rudolf Gustav Haebler.

Tier, er beobachtet das Jünglein der Schlange. In jedem Augenblick kann der große Feind das kleine Tier zu Boden zwingen. Aber rastlos bewegt es sich, es kennt keinen einzigen Ruhepunkt. Als würde die ausgiebende Kraft instinktiv das Leben zu schützen wissen.

Niemand weiß, warum es sich jetzt so betäubend auf unsere Sinne legt. Die Zigaretten in den Händen verglimmen langsam. Es ist, als wäre die Unbeweglichkeit der Fuder auf die Zuschauer übergegangen. Es gibt doch nichts zu sehen zwischen den Gitterstäben. Die Schlange liegt ruhig in der Sonne. Der Mangus spielt mit der Nase vor dem Rachen der Kobra, immer beweglich wie eine elektrifizierte Kugel. Eine halbe Stunde ist vergangen, nichts ist geschehen. Es ermüdet unsere Augen, es droffelt unsere Aufmerksamkeit und trotzdem können wir, gleichsam im Unterbewußtsein magnetisch gehalten, von dem glodenförmigen Käfig nicht los, in dem das Duell doch einen Anfang genommen haben muß, einen Anfang, den wir verpaßten, den wir nicht bemerkten und der doch da war.

Es ist ein unsichtbares Duell. Ganz genau so fühlt man es. Es ist wie ein aufkühlerisches, schmerzhaftes, zerstörendes Erlebnis, das uns schon fest in den Händen hat, das uns bedrückt und erregt. Wir können nichts tun gegen diesen Teufel der Unsichtbarkeit und Gefahr. Denn sie kann sein und auch nicht. Wir können sie fühlen oder sie geht achtlos und unbemerkt an uns vorüber. Aber wenn es geschieht...

Es geschieht nichts. Immer weiter bleibt das gleichgültige, ruhige Spiel im Käfig. Und schließlich gelangt die Hoffnung zur Erlösung. Bald würde das Duell gemessen sein, sowohl eines für die Kämpfer als auch eines für uns.

Nur die Augen des alten Duihi scheinen dieses unsichtbare Gefühl widerzuspiegeln. Es ist unheimlich, sie zu beobachten; ihr Leben ist viel interessanter als das Spiel im Kananen Käfig. Es muß da irgendein Kontakt bestehen. Er ist stark genug, um auf die jungen Bengalen magnetisch überzugreifen. Wir beginnen unruhig zu werden, aber die steinerner Unbeweglichkeit der Fuder hält unsere Gefühle zurück. Das Widerspiel in diesen Augen wird niederdrückend, ein leichtes Zucken öffnet sie weit, es muß raend etwas...

Da fliegt der Mangus wie ein Blitz auf die Kobra los. Einmal, zweimal, dreimal! Ein ganz kurzer, heftiger Kampf und schon liegt das kleine Tier schwer atmend auf dem Sand. Aber da schließt der alte Bengale ein Bündel Kraut in den Käfig, nahe an das Maul des Tieres. Die Kobra hebt sich empor; sie ist grauenhaft in ihrer stählernen Kraft des Aufsteigens. Im nächsten Augenblick muß ihr Kopf niederfallen wie ein Hammer auf das kleine Tier.

Aber ehe dieser Kopf wie ein Beil niederschlägt, sieht der Mangus in ihrem Rachen. Die Kobra ruckt über den ganzen Körper dann fällt sie zurück.

Zeitlich: das Duell ist zu Ende.

Nach einer vollen Stunde ein winziger Augenblick. Wir wissen es nicht; wir fassen es nicht. Dennoch ist es so. Der Mangus liegt jetzt neben dem Kopf der Schlange und tastet wieder nach dem Kraut, das ihm gehe uniovolle Kräfte gibt.

Dann bleibt er ein kleines Weildchen still. Er sieht die Kobra nicht an. Er steht auf den Füßchen. Er schwankt. Er hebt sich. Er streckt sich, der lange Schweif hebt leise nach und — unbegreifliches Zeichen eines Geschehens — der Mangus beginnt, als wäre nichts geschehen, wieder mit der Nase zu spielen!

Als wäre nichts geschehen! Kein deutlicher Feind, kein machtvoller Sieg. Das

Der Starke und der Schwache.

Ein Tierkampf in Indien.

Ein alter Duihi hatte in unserem indischen Hotelgarten eine Kobra gefangen. Die Hotelleitung hat die Schlangenbesäuerer holen lassen, um den wundervollen Park von den Kobras, die von den Gassen eines Tages gesehen wurden zu säubern.

Nun war der alte Duihi mit seiner Arbeit fertig. Er trug noch die spannlange hölzerne Querpfeife in der Hand, indem er einen irdenen Topf, einen Kadgeripot, in dem sich die gefangene Kobra befand, einem jungen Bengalen gab. Dann verbeugte er sich tief und bat uns, bei ihm, draußen auf dem Feld, einen Besuch zu machen.

Einen kleinen Spaziergang weit stand keine einfache Hütte.

Er ließ uns dort die Kunststücke seiner Beggen sehen, die wohl das komplizierteste waren an Kapriolen, Gruppenspielen und Einzelleistungen.

Währenddessen hatte ihm der junge Bengale, der sich seit seiner frühesten Kindheit mit Fleiß bemüht, von dem alten Duihi das Zauberhandwerk zu lernen, einen graugelben Topf, mit gealterter Leinwand zugebunden, gebracht.

Nun führte uns der alte Bengale mit einer Handbewegung zu einem festgitterten glodenförmigen Käfig, wie man ihn hier für die Kananen zu bauen pflegt.

Was wird nun auch anderes kommen als ein Spiel mit Tieren? Denn nirgends ist das Dasein der Tiere so eng mit dem Dasein des Menschen und der Geschichte seines alltäglichen Lebens verflochten wie in Indien.

Nur Abwechslung ist es diesmal ein Duell im Käfig.

Die Kobra, die der Duihi in unserem Hotelgarten gefangen hatte, liegt faul und träge hinter dem Gitter. Aber plötzlich ruckt der Kopf ein wenig in die Höhe, als sich der Fuder nähert.

Dann springt ein Mangus aus dem geöffneten Topf; er bleibt eine Sekunde lang witternd stehen. Er ist buntschneblig, in der Figur wie eine kleine Katze mit roten Augen; sein langhaariger Schweif ist fast größer als sein Körper.

Der Käfig ist groß genug für die zwei Tiere. Es gibt keine Feindschaft hinter dem Drahtgitter. Behaglich und in sich verschlossen liegt die Schlange auf dem heißen Sand. Vor ihr spielt gleichgültig und unbekümmert der Mangus.

Draußen, hinter dem Gitter des Käfigs, hockt der alte Duihi mit dem festgewidmeten blendend weißen Kopftuch. Neben dem Bengalen hocken seine Schüler, unbeweglich, ohne etwas anderes zu tun, als zu schauen und zu beobachten. Sie überlassen die beiden Tiere ihrem Schicksal, weiter interessiert sie nichts. Das Ganze sieht aus wie eine groteske Spielerei: dieses kleine, zarte, flinke Tier und diese breite, schwere Schlange, in deren Rachen eine fünfmal so große Peute verschwinden kann. Was sollte das alles für einen Sinn haben? Aber hätte uns dann der alte Fuder von einer Karität ge-

sprochen, von einer Besonderheit, die man gesehen haben muß? Was begreifen wir von den Gefühlen dieser östlichen Naturen, von dem Raß und Sinn ihrer Gedanken?

Der Kampf, der uns hier vorgeführt wurde, erschien unglaublich. Aber wer kennt andererseits die Gesetze der Natur und wer die Geheimnisse der Kräfte? Und schließlich: wozu hatte uns der Duihi hierhergebracht? Um einen wehrlosen und deshalb beschämenden Ueberfall einer Kobra auf ein kleines Tier zu sehen? Hunderttausendfach gibt es das draußen in den Dschungeln und unweit von hier im Urwald, den wir wie ein dunkel-drohendes, rätselhaftes Gewitter hinter den endlosen Reisterrassen herüberdämmern sehen. Elementar sind die Kräfte aller Lebewesen und immer wird es die Glorie des Siegers geben!

Wir verstehen diese jungen Bengalen nicht, in deren dunklen Augen ich eine sonderbare Sprache finde; sie sitzen unbeweglich da und dennoch freisen sie fortwährend um den Kananen Käfig. Die Seele einer anderen Welt, einer anderen Klasse, die deshalb nicht schlechter ist, weil sie mit ihrer Erde verbunden ist wird fühlbar, deutlicher in solchen Augenblicken.

Anderer, ganz anders sitzen die europäischen Zuschauer auf den Bänken: langweilig, mühselig, lächelnd; sie beginnen ihre Zigaretten zu rauchen. Andere sind unruhig und zeigen ihre Erregung in festen, groben Formen: das unbarmherzige Gesicht des kleinen, zerklüfteten Mangus sehen sie voraus und wie überall auf der Welt sind die Menschen zuvörderst aufseiten des Schwachen in ihrer Davidshympathie.

Wie ein Stützpunkt für die weiße Erregung sind die steinernen Bengalen, die uns gegenüber auf der Erde hocken.

Und mit einemmal scheint nichts mehr da zu sein als dieser zerklüftete Käfig mit seiner schlafenden Kobra und seinem spielenden Mangus, der ein Küchlein vor sich herrollt, es wieder eusküßelt, ihm naheht, zur Seite wirft, aber es hinwegspringt, knapp vorbei an dem jungelnden Rachen der Schlange.

Wir alle sehen dieses winzige Jünglein; so blitzartig es auch ist, es reißt uns doch in den Ernst des Geschehens.

So nahe der Gefahr sind auch wir tausendmal in unserem Leben. Und nicht weniger nahe der Gefahr ist auch der starke Feind der schwachen Vertreibung gegenüber... was wäre schon dieses kleine, possiertche Küchlein wenn es nicht die Begleit und das Glücksgefühl der Sicherheit, wenn es nicht die Ruhe und die Gleichgültigkeit hätte? Wie groß ist die Gefahr, erbennter zu werden, zerrissen und befestigt! Und dennoch erhebt sich viel größer noch das Gefühl der Sicherheit und das Gefühl, die nahe Gefahr nicht zu kennen, sich nicht bedroht zu fühlen. Oder spielt die Abnung mit einer Lust in diesem kleinen Tier? Ist das alles Komödie?

Unbeweglich hocken die Bengalen vor dem Käfig. Immerfort hängt der Blick ihrer Augen an dem Mangus. Er verfolgt das spielende

Sichtbarwerden instinktiver Begierde. Abneigung bis zur wilden Gefahr des Lebens, die überall dieselbe Größe hat. Was bliebe anderes übrig als ein Gleichnis? Ein Duell im Käfig?

Die Quäts sind längst aufgestanden. Aber die Zuschauer sind noch ein Weilchen sitzen geblieben. Sie mußten es, weil es im ersten Augenblick unfassbar war: ein unsichtbares Duell, das ewig um das Leben kreist, um jedes Leben. Ein sekundenlanges Kampfe, ein gewaltiger Sieg. Und Rätsel der Schöpfung: ein gleichmütiges, fröhliches Spiel mit einer kleinen Aufz.

A. Ter Linden

„Junge Mädchen.“

Das junge Mädchen von heute: wie ganz verschieden ist es in seinem Wesen, seinen Sitten, seinen Lebensgewohnheiten, seiner Haltung, seinem Selbstbewußtsein, seiner Auffassungen von dem jungen Mädchen früherer Generationen! Schon äußerlich unterscheidet es sich von ihm und wahrhaftig nicht bloß wegen der veränderten Haartracht und Kleidermode. Der Schriftsteller Axel Eggbrecht unternimmt nun eine „Expedition zu den jungen Mädchen“, das heißt, er hat ein Buch („Junge Mädchen“, Verlag Dietrich Reimer, Ernst Bohlen A.-G., Berlin SW 48, Preis geb. M. 4.80) geschrieben, in dem er höchst beachtliche Betrachtungen über das heutige Mädchen anstellt, das „aufrecht und zuversichtlich durch unsere ärmer gewordenen Tage schreitet, Trägerin jeder vorstellbaren Zukunft, unbewußt sicher dieser wunderbar einfachen Aufgabe.“ Es ist ein entzückendes und nachdenkliches Buch geworden. Eggbrecht entwirft eine Reihe von Bildnissen junger Mädchen mit charakteristischem Schmuck und dabei mit vollem Verständnis für die Wirklichkeit. Er fängt die Haltung, den Blick, die Träume, die Vorstellungen dieser 15- bis 16jährigen ein, erzählt von ihrem Wirken im Beruf und ihrer Freude am Sport. Er berichtet auch von der großen Wandlung, die sich in den letzten zwanzig Jahren im Typus der Frau vollzogen hat, die einstmals ein „ungebildetes und schwieriges Spielzeug“ war: „Ihr Wesen hat sich gewandelt. Ihr Blick, ihre Sprache, ihre Bewegungen sind locker und sicher geworden. Der Sport, auf den niemand mehr verzichten wird, hat ihre Anatomie verändert. Und wenn vor unseren Augen ein neuer Geist diese Körper baute, kein Ungeist wird sie wieder verkrümmen und verweichlichen können.“ Eine außerordentliche Bereicherung des Buches sind 32 großartig klare Bilder von jungen Mädchen nach Meisterphotographen von Hedda Walcher.

Ein Jubiläum des Mikroskops.

Vor 300 Jahren wurde in Delft in Holland ein Mann geboren, den man recht e gentlich als den Begründer der mikroskopischen Forschung ansprechen kann: van Leeuwenhoek, der Sohn eines Strohleghähers, der selber die verschiedensten Berufe, u. a. die eines Buchhalters, Kassierers, Gerichtsschreiners und Landvermessers ausgeübt hat, und der frühzeitig naturwissenschaftliche Studien betrieb. Vor allem erkannte er das Optikerhandwerk, schloß sich Puffen aus feinstem Glas und stellte damit Mikroskope her, die eine viel stärkere Vergrößerung bewirkten als die Lupen. Die man bis dahin benutzte. Diese Leeuwenhoek'schen Mikroskope waren noch recht unhandliche Instrumente; der Forscher aber sah mit ihnen, was vorher keines Menschen Augen erblickt hatte: die Welt des unendlich Kleinen, von deren Entstehen und Vergehen unsere Vorfahren keine Ahnung hatten. Er war der erste,

der in Wassertropfen einen Mikrokosmos entdeckte, eine ganze Welt kleinster Lebewesen, die sich bewegen, vereinigen und zugrunde gehen wie wir. Nachdem der erste Schritt getan war, folgte Entdeckung auf Entdeckung.

250 Mikroskope hat der Forscher sich für seinen eigenen Gebrauch hergestellt. Man bot ihm viel Geld dafür. Er aber lehnte es ab, sich bei seinen Lebzeiten von auch nur einem einzigen der kostbaren und ihm lieb gewordenen Instrumente zu trennen. Um mit eigenen Augen durch ein Mikroskop zu schauen, schenken die Menschen jener Zeit auch nicht die größten Entfernungen. Selbst die Königin von England kam nach Delft, um die Welt der unsichtbaren Lebewesen durch ein Leeuwenhoek'sches Mikroskop zu erblicken. Auch der russische Zar Peter der Große huldigte dem Entdecker einer neuen Welt, die der Wissenschaft ganz neue Blößen erschloß.

Weiteres.

Verdächtig. „Und was macht deine Verlobung, Oskar?“ — „Aus! Erledigt! Ab dafür!“ — „Kannst du?“ — „Sie noch nach Zigaretten. Nach Zigaretten noch sie.“ — „Kannst du?“ — „Doch! Denn eine Frau nicht rauchen?“ — „Schon — aber sie raucht ja gar nicht.“

Schluss! „Jetzt ist es aber Schluss“, schluchzte die junge Frau, „ich lasse mich scheiden und Jahre zu meinen Eltern!“ Mit wildem Lächeln überreicht ihr der Gatte das Reisegeld. Das Schluchzen verstärkt sich zum Weinstampf: „Und wovon soll ich wieder zurückfahren?“

Als Adam und Eva schon längere Zeit glücklich und einträchtig im Paradiese gelebt hatten, verschwand Adam plötzlich — — — Nach drei langen hangen Tagen erschien er wieder auf der Bildfläche. Und was tat da die Eva? Sie zählte Adams Rippen nach.

Aus einem ländlichen Vereinsbericht. „In dem Augenblick, wo der Herr Minister den Saal betrat, nahm die Viehausstellung ihren Anfang.“

Beim Arzt. Ein Mann mit blaurotem, verstofftem Gesicht, eine Brille vor verquollenen, schwimmenden Augenlein, kommt zum Augenarzt, klagt über Schwinden seiner Sehkraft und fragt, ob er nicht stärkere Gläser brauche. — Der Arzt blickt ihn einen Augenblick an und antwortet: „Stärkere Gläser nicht, aber weniger.“

Der Prophet. Herr Zwiesel bestellte im Restaurant einen Kognak. „Ehe der Krach losgeht“, sagte er, nach einer Weile winkte Herr Zwiesel dem Kellner: „Noch einen Kognak, ehe der Krach losgeht!“ Und er trank den Kognak mit einem Zuge aus. „Verzeihung“, fragte der Kellner, „aber der Herr sprach immer von einem Krach. Was meinen denn der Herr damit?“ — „Der Krach geht gleich los, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht zahlen kann.“

Schollen. „Komische Sitten haben die Schotten. Ich habe vergangenen Sommer eine Reise durch Schottland gemacht und einmal bei einer befreundeten Familie geessen. Als die Suppe aufgetragen wurde, sangen alle an zu weinen. Ich habe nie herausfinden können, warum.“ — „Zehr einfach! Sie wollten das Salz sparen.“

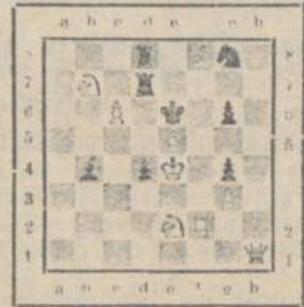
Achatsigkeiten. Karlsen ist krank. Er bekommt einen Einlauf. Sein kleinerer Bruder Paul sieht interessiert zu. Kurz darauf geht Paul auf die Straße und begegnet seiner Tante. „Was macht denn dein Brüderchen?“ erkundigt sich dieselbe. — „Ach“, sagt Paul, „er hat gerade gerannt.“

Schach-Ges.

Alle Aufdristen und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettl Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 120.

Von Reinhold Pachmann, Tschau. Art: K6; Td7, d8; Lb4; Sg5; Bd4, g4, g6 (8).



Weiß: K6; Dh1; Tf2; Lf8; Sb7, e2; Bc6, e5, g3 (9) Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Wenzel Scharoch, Zwettl Nr. 65, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 117: S15-e7!

Nachfolgende Lösungen fanden nachfolgend Genossen ein: Dieke Josef und Reich Anton, Markersdorf; Döbner Max, Wöllers Adolf, Bogumna Reinhold, alle aus Tschau; Schöbel Franz, Braunschweig; Keiner Julius, Ketsching; Wenzel Adolf, Arnstorf bei Goibe; Bedina Wenzel und Kolchal Gustav, Arnstorf; Wenzel Wilhelm, Arnstorf bei Teplitz; Tinnacher Emil, Teplitz; Schmarz Raimund, Zülpa Erwin, Kropf Rudolf, Rudolf Gustav, alle aus Klostergrab; Schimmer Emil, Kotarinnaberg; Böhm Emil, Schicklad; Dana Josef, Schönbüh; Weller Rudolph, Robert Franz, Michel Rudolf, Edmund Ferdinand, alle aus Teplitz; Kühnel Anton, Schönfeld; Trüsch Gustav, Wöllershan; Seimader Ernst und Döcker Josef, Zwettl Nr. 65; Seimader Ernst, Kotarinnaberg.

Partie Nr. 2.

Gespielt am 18. September in Bergesgrün in der Endrunde um die Kreismeisterschaft. Weiß: Cerny, Komotan. Schwarz: Scharoch, Wisterschan. 2. Brett.

- 1. d2-d4 e7-e6
- 2. Sg1-f3 d7-d5
- 3. e2-e3 Sg8-f6
- 4. Lf1-d3 c7-c5
- 5. c2-c3

Der sogenannte Colleaufbau, der die Aufgabe besitzt, aus gutfundierter, zurückhaltender Stellung zum späteren Angriff überzugehen.

- 6. — — — Sb8-d2 Besser ist Sc5!
- 7. 0-0 — — — Lf8-d6
- 8. Sd1-d2 — — — 0-0
- 9. Dd1-c2 — — —

Entsprechender, weil beweglicher, ist Dc2! Die Dame ist auf e2 der Schutlinie des schwarzen Turmes auf e3 nicht ausgesetzt und nach e3-e4 ist der S15 an Bb7 gefesselt.

- 10. — — — Tf8-e8
- 11. e3-e4 e6-e5
- 12. d4xe5 — — —

Aussichtsreicher sieht d4xe5 aus, die sich hieraus ergebenden Aufspiele sind für Weiß durchaus günstig.

- 13. — — — Sd7xe5
- 14. S13xe5 — — —

Ein Herbeifall wäre nun 11. e4xd5 gegen Sx13+ 12. Dxf3, Lc8-g4 mit Figurengewinn.

- 15. — — — Ld6xe5
- 16. Sd2-f3 Lc8-g4
- 17. Le1-e5 Dd8-d6
- 18. Lg5xf6 Dd6xf6
- 19. Dc2-d1? d5xe4!
- 20. Ld3xe4 Lc5xf2
- 21. Kc1xb2 Te8xe4

Dieses Manöver war nur auf Grund des schlechten Zuges 15. Dd1 möglich. Warum die Dame sich weiter rückentwickelt, statt wiederum nach e2 zu gehen, ist unerfindlich, im folgenden erzielt Schwarz mit einfachen, aber zwingenden Mitteln den raschen Sieg.

- 22. Dd1-d3 Te4-f4
- 23. S13-g1 Df6-h6
- 24. Sg1-h3 Le4xf3
- 25. e2xf3 erzwungen Db6-f6
- 26. Dd3-g3 Ta8-e8
- 27. Ta1-d1 g7-g6
- 28. Kh2-g2 Te8-e5
- 29. Td1-d3? Kc5-e7
- 30. Kc2-b2 Te5-g5
- 31. Dc3-e3 Tf4-d3!
- 32. Dc3-d2 Df6-e5!
- 33. Kh2-h1 Tf3xh3

Die Colleauffbau wurde in dieser Partie von Weiß sehr schwach behandelt, aussonsten wäre auch der rasche Verlust nicht möglich.

Anmerkungen Rudolf Gangl.